Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner

(1. Fortsetzung.)

Erst als das Verlangte gebracht wurde, fing er an:

„Man weiß also bei euch alles?"

„Ja," sagte sie, „es stand ja auch in allen Zeitungen, und außerdem —"

„Bitte —"

„Die Polizei war bei uns."

„So .... so ...." sagte er in bitterem Ton.

„Ich und Mama wurden gründlich ausgefragt, und auch Papa —"

„Was sagt er .... was meint er nun?" fragte er gespannt.

Das Mädchen schwieg und blickte mit festgeschlossenen Lippen vor sich hin.

„Bitte, Else — ich bin auf alles gefaßt."

„Papa war sehr erregt —" sagte sie langsam. „Du weißt ja, wie empfindlich er ist .... seine Ehre als Geheimer Rechnungsrat — sein Ansehen im Amt ...."

„Ja, ja, das kenne ich," warf er ein. „Also —"

„Er meint, wir müßten das Verlöbnis aufheben, wenigstens auf so lange, bis nicht alles völlig klar ist. Es verträge sich nicht mit seiner Stellung und seiner Ehre, daß seine Tochter mit einem Mann ...."

„Der unter Verdacht steht und so weiter .... Ja, das habe ich erwartet," rief er mit zornigem Lachen aus.

„Und was sagt Mama? —"

„Wie immer — wenigstens bisher — nichts. Sie will nicht widersprechen. Sie will mich aber nicht hindern .... Als dein Telegramm kam, in dem du deine Ankunft mit diesem Zug anzeigtest, hatte mir Papa verboten, dich abzuholen."

„Aber du kamst —" sagte er mit dankbarem Blick.

„Ja, er war am Abend nicht zu Hause, und Mama ließ mich ruhig gehen. Sie wußte auch wohin. Aber wenn Papa auch dagewesen wäre —"

Sie schwiegen eine Weile. Da fragte er plötzlich:

„Else — sei aufrichtig! Was denkst du denn über diese schreckliche Sache?"

„Von dir?" sagte sie in weichem, herzlichem Ton, „doch ganz gewiß nicht etwa .... Nein, Erich — das weiß ich sicher. Und das weiß ich, daß man den Mann, den man lieb hat, im Unglück nicht verläßt ..."

„Else!" Er schrie fast laut auf, erfaßte ihre Hand und küßte sie leidenschaftlich.

„Aber Erich!" wehrte sie fast weinend ab. „Die Leute sehen auf uns —"

„Laß sie doch!" sagte er. „Ach Else, ich werde dir das nie vergessen."

Wieder schwiegen sie eine Weile, dann fragte sie:

„Was wird nun sein?"

„Ich weiß es nicht —" antwortete er. „Es ist etwas so Unbegreifliches, so schrecklich Rätselhaftes, daß man den Verstand verlieren könnte. Ich denke und denke darüber immerfort .... und ich kann nichts finden, mir nichts erklären."

„Du mußt abwarten."

„Ja, abwarten. Und inzwischen wird alles drauf gehen, was ich mir in den Jahren gespart habe. Und dabei müßig umhergehen .... Denn mein Chef, Herr Junghaus, wird mich doch nie mehr bei sich arbeiten lassen, und eine andere Stellung werde ich vorläufig sicher nicht bekommen. Ach Else!" brach er in tiefem Schmerz aus, „du kannst dir gar nicht denken, wie das ist wie ein Verbrecher dazustehen, vor der Polizei, vor dem Untersuchungsrichter, über jede kleinste Handlung, über jedes Wort aus dem Notizbuch Auskunft geben, über jeden Schritt seit so und so vielen Tagen Rechenschaft ablegen .... Und dazu das Gefühl, als ob man beobachtet würde, als wenn ein Mensch hinter mir her wäre, der jede meiner Bewegungen verfolgt und ausspioniert ...."

„Das kann dir doch nun recht gleichgültig sein —"

„Ja doch .... aber man ist so unfrei —"

„Wenn es nicht zu ändern ist —" bemerkte sie, „du wirst es ja doch überwinden."

Er schwieg, verfiel kurze Zeit in Nachdenken, dann ballte er die Hand.

„Ich werde mich nicht auf die Bärenhaut legen", sagte er. „Es ist alles so unbegreiflich, so unfaßbar .... aber wenn ich einmal dahinter komme ...."

Wieder trat Schweigen ein. Dann fragte er:

„Dein Vater will also, daß das Verlöbnis aufgelöst wird?"

„Ja .... das will er. Aber —"

„Else?"

„Nun, er kann es ja sagen. Meine Meinung kennst du doch. Wenn du auch nicht zu uns kommen wirst —"

„Werde ich dich sehen können?"

„Erich!" Sie streckte ihm die Hand entgegen, und er drückte sie so fest, daß das Mädchen vor Schmerz leise aufschrie. „Verzeih —" bat er.

Sie lachte heiter auf. „Es war ja gut gemeint!"

Doch man mußte Abschied nehmen. Hofer sah das schlanke Mädchen mit einem schmerzlich düsteren Blick.

Aber sie sagte liebevoll, fast hoffnungsfroh: „Auf Wiedersehen, Erich!" —

Viertes Kapitel.

Im Café „Nordstern", diesem weltbekannten Wiener Kaffeehaus in der Berliner Friedrichstadt — diese verzwickten Großstadtbenennungen sind oft wie ein Scherz — hatte die Besuchsstunde begonnen.

In dem weiten, langen Raum der mit seinen glänzendweißen Marmorwänden, die sich in Uebermannshöhe durch goldumrahmte Spiegel fortsetzten, die bis zur Decke reichten und das Licht der grotesken Beleuchtungskörper, in zahllosen Strahlen wieder zurückwerfen — in diesem großen, nur durch schlanke, goldgezierte Säulen abgeteilten Raume, der sich so protzig großstädtisch darbietet, herrschte wie alltäglich bis zur vierten Nachmittagsstunde idyllische Stille. Die bequemen kleinen, mit hellblauem Samt bezogenen Sofas, die sich längs der Wände hinziehen, waren unbesetzt, die weißen, runden Marmortischchen, die in langen Reihen schier unzählbar dastanden, waren völlig leer, und die ungeheure Menge der Rohrstühle schien diesen Zustand der Ruhe und Stille so recht vor Augen führen zu wollen.

Da schlug es vier Uhr, und die gläserne Drehtüre, zwischen deren Winkeln gerade eine Person Raum findet, bewegte sich zum ersten Male. Doch schon wenige Sekunden später drehte sie sich abermals und kurz darauf bot sie mit nur kurzen Unterbrechungen das Bild eines langsam sich drehenden Kreisels.

Wie auf Verabredung strömten die Gäste dicht hintereinander in das Lokal, Herren mit vollständig rasierten Gesichtern, denen man schon aus guter Entfernung die Zugehörigkeit zum Theater ansah; Damen mit jungen, meist hübschen Gesichtern, auf denen ein Hauch von Puder, manchmal auch eine Schicht von Schminke lag, teils mit gewaltigen Hüten auf dem Kopfe und in einer Toilette von schreiender Eleganz und auch solche, die recht ärmlich, ja noch weniger als bescheiden gekleidet waren — alle jedoch in einer Haltung und einer Art, der man es anmerkte, daß sie gleichfalls von den Brettern herkamen, die die Welt bedeuten. Sie traten ein mit einem Lächeln auf den Lippen, und, wie es auch die Herren getan hatten, nach rechts und links grüßend. Selbst ein Unkundiger konnte erkennen, daß alle diese Besucher, Herren wie Damen, eine Gemeinschaft bildeten, in der die meisten miteinander bekannt waren.

Doch diese Herren und Damen waren hier durchaus nicht Alleinherrscher. Ein recht großer Teil der immer neu herzuströmenden Gäste hatte mit der Bühne wohl nichts zu tun. Da sah man Herren mit modischesten Schnurrbärten, mit gut gepflegten Vollbärten und freundlich lächelnden Gesichtern oder stolzen Mienen, mitunter mit eigentümlichen Physiognomien, forschenden und suchenden Augen — alle, fast ohne Ausnahme elegant, nach der neuesten Mode, zum Teil sogar überreich gekleidet, mit diamantenblitzenden Ringen an den Fingern, kleinen Brillanten in der Hemdbrust — Herrschaften, die mit ihrem zur Schau getragenen Reichtum jedem Neuling imponieren mußten. Einen merkwürdigen Gegensatz zu diesen Herren bildeten manche Damen, deren Erscheinung hier besonders auffallen mußte. Fast durchgehends in vorgerücktem Alter, mit stark verblühten Gesichtern, mochte man ihre Kleidung für schlicht bürgerlich halten, wenn nicht ein auffallender Schmuck an den Händen, an der Brust, um den Hals und in den Ohren diesen Eindruck gestört hätte.

Immer mehr füllte sich das Cafe. In weniger als einer Stunde waren alle Kanapees und sämtliche Stühle besetzt; zahlreiche Gäste schienen keinen Platz mehr zu finden und bewegten sich im freien Mittelgange oder in den schmalen, engen Durchgängen zwischen den Stühlen, überall Bekannte suchend, findend und grüßend.

In der Nähe der Drehtüre, halb von einer Säule verdeckt, saß an einem Tischchen ein älterer Herr mit einem blonden Schnurrbart und einem goldgeränderten Kneifer vor den Augen. Er war nicht groß von Gestalt; seine Miene hatte einen gleichgültigen Ausdruck, und mit einer gewissen matten Stumpfheit blickte er in das unruhige, laute Getriebe ringsum, wie ein Mensch, der müde und abgespannt vor sich hindämmert. Niemand beobachtete ihn, und auch er schien sich um keinen der Gäste zu kümmern.

Da bewegte sich die Drehtüre wieder, und ein hochgewachsener, in einen sehr eleganten pelzbesetzten Ueberrock gekleideter Herr trat ein. Den glänzenden Zylinder ein wenig schief auf dem Kopf, mit einem Lächeln um den von einem starken schwarzen Schnurrbart beschatteten Mund unter einer stark vorspringenden Nase, schritt er durch den Mittelgang wie ein Mann, der zu befehlen gewohnt ist.

Nun passierte er die Säule, neben der der unscheinbare Herr saß. Da blitzten dessen blaue Augen hinter dem goldgeränderten Kneifer einen Moment auf und trafen sich mit den dunklen Augen des Angekommenen. Nur auf eine Sekunde senkten sich seine Lider, dann schritt er weiter bis zum Hintergrunde, begrüßte auf dem Wege mehrere Bekannte, plauderte hinten am Büfett mit einer der älteren Damen, kehrte dann langsam zurück bis zur Säule und nahm neben dem stillen unscheinbaren Herrn Platz auf einem Stuhl, den dieser offenbar für ihn reserviert hatte.

„Guten Tag, Herr von Reinbach," sagte er in jenem Alltagston, mit dem man flüchtige Bekannte begrüßt. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ein Geschäft, ein einfaches gutes Geschäft, lieber Herr Segel," sagte Herr von Reinbach.

Segel zuckte die Achseln.

„Schon faul," bemerkte er, „wenn Sie mir erst Geschäfte verschlagen .... Nee .... und ich müßte auch Gottseidank keines."

„Doch — Sie wissen," sagte Reinbach bestimmt.

Segel reckte sich in seinem Pelzrock. „Wenn es vielleicht das ist, was Sie meinen, so irren Sie sich diesmal gründlich. Ich habe gottlob mit der Sache nichts zu tun, sonst säße ich nicht hier neben Ihnen, sondern etwas ungemütlicher in Frankfurt."

„Sehen Sie, Sie wissen alles doch!" fiel Reinbach ein.

„Nun, wie sollte ich nicht?" fragte Segel ärgerlich. „Sie halten mich doch nicht für dumm. Zerbrechen Sie sich nur weiter den Kopf mit den andern klugen Herren."

„Hören Sie mal, lieber Herr Segel," sagte Reinbach in geschäftlichem Ton, „ich bin diesmal nicht Kriminalkommissar, sondern Privatvermittler. Statt Lärm zu machen und alles zu verlieren, will man zwanzigtausend Mark zahlen für stille Wiedergabe. Auf Ehrenwort. Es wird kein Härchen gekrümmt —, wenn nur das Objekt zurückerstattet wird."

„Eine schöne Summe," bemerkte Segel, „und es wäre der Mühe wert, statt sich mit allerlei Sachen herumzuquälen. Aber ich kann Ihnen nicht dienen."

„Und warum nicht?"

„Weil es andere Arbeit ist, nicht solche, die wir kennen. Das ist einer, der alle über ist und seine eigene Art hat. Ich bin überzeugt, daß von diesen Steinen kein einziger in bekannten Händen zum Vorschein kommen wird."

„Na na —" meinte Reinbach.

Segel zuckte wieder die Achseln.

„Wissen Sie es denn nicht ebenso gut wie ich? Sie kennen doch das Geschäft."

„Warum sind Sie denn nach Frankfurt gefahren?" fragte Reinbach.

„Herrgott, fragen Sie doch nicht so," sagte Segel ungeduldig. „Ganz wie ein junger grüner Affeller. Na ja, ich werde so dumm sein, mit dem Mann in einem Kutter zu sitzen, mit ihm in demselben Hotel abzusteigen — mit meiner Physiognomie, nicht wahr? — und bei Nacht die Sachen einstecken. Ich hatte in Frankfurt ganz andere Geschäfte, glatte, ehrliche Sachen. Herr von Reinbach ... ich könnte sie mit richtigem Gemüse nachweisen. Etwas anderes machen wir nicht mehr."

„Aber zwanzigtausend Mark!" bemerkte Reinbach.

„Könnte ich schon brauchen. Würde sie sofort nehmen. Sofort, ohne ein Wort zu reden. Ist aber nicht zu machen."

„Aber es kommt zu Ihnen."

„Wenn — ja. Aber wie gesagt, ich glaube es nicht — wenn es nicht ein gar zu Dummer ist, denn es zufällig gelang. Verlassen Sie sich darauf."

Reinbach blickte sinnend vor sich hin. Segel sagte ihm nichts Neues. Er, Reinbach, war als Kriminalist in diesem Spezialfach sehr erfahren, und was er von Segel hörte, hatte er sich schon selbst gesagt.

„Eine schwierige Sache diesmal," meinte Segel, die Gedanken Reinbachs erratend, „mit dem Witz dabei. Neue Arbeit, Herr Kriminalkommissar: der Junge verspricht Großes zu leisten. Ich glaube, es wird noch viel Kopfzerbrechen kosten."

„Es sind gut ein halbes Dutzend Steine, die leicht erkannt werden können."

„Weiß ich —"

„Nun — und da hinten?"

Reinbach wies nach dem Hintergrunde zum Büfett.

„Nichts — bisher."

„Es sind zwanzigtausend Mark, vergessen Sie nicht, Herr Segel."

„Mein Gedächtnis ist gut. Ich wäre auch mit der Hälfte zufrieden. Die Zeiten sind schwer und das Geschäft miserabel."

Segel erhob sich.

„Adieu, Herr von Reinbach."

„Also, abgemacht?" fragte Reinbach.

„Ja — wenn ...." und Segel schritt wieder dem Hintergrunde zu.

Fünftes Kapitel.

Wenn sich der Tag der Mittagsstunde nähert, bietet der Teil der Friedrichstraße, der zwischen den Linden und der Leipziger Straße liegt, ein ganz eigentümliches anziehendes Bild. Der Wagenverkehr ist noch ziemlich schwach, das Lärmen Tuten und Rattern der Automobile, das mit dem Näherrücken des Nachmittags immer lauter, betäubender und wilder wird, ist um die Mittagsstunde gering. Reges lebhaftes aber sind die Trottoirs zu beiden Seiten der Straße. Eine gewaltige Menschenmenge hat sich aus den Seitenstraßen hier ergossen. Da ist ein Drängen und Schieben, Plaudern und Sagen, jedoch alles in einer ruhigen, Tempo, in einem gemütlichen Tempo — man schlendert ohne alle Hast — als wenn es den Besitzer der nicht darauf ankäme, ob sie bei ihrer Wanderung eine Viertelstunde mehr oder weniger zubringen.

Das ist der Morgenbummel jener Leute in der Großstadt, die den ganzen Tag Zeit haben und frei über sich verfügen können.

Wer mit offenen Augen dieses Bild betrachtet, bekommt einen ungeheuren Respekt vor dem strotzenden Gedeihen der deutschen Gesichtscharakter. Alle die Herren, die da die Trottoirs entlangschlendern, sind fast ohne Ausnahme wahre Typen der Eleganz. Wie aus den neuesten Nummern der Modezeitungen hervorgeschnitten, sehen die meisten aus. Mit dem tadellos neuen Hut auf dem Kopf, dem eleganten Ueberrock dem vorzüglich sitzenden Schuhwerk ist jeder ein freundliches und erfreuliches Bild eines soliden behaglichen Wohlstandes. Auch die Damen, die sich da meist stark in der Minderzahl befinden, sind fast ohne Ausnahme Vertreterinnen der neuesten Mode und jener Eleganz, die nur die Großstadt bietet.

In der Tat gähnen diese ernsten und so sorgenfreien Spaziergänger zu den neun Tausend Einwohnern Berlins, die es nicht nötig haben ihr Hirn anzustrengen und um ihre Existenz zu sorgen. Aber unter so manchem eleganten Ueberrock schlägt das Herz angestrengt und lenkt bei den bangen Frage, wie man das Geld herbeischaffen könnte, mit dem man in den nächsten Wochen, ja in den nächsten Tagen, die Erfüllung seiner heißen Wünsche, die Befriedigung seiner Begierden erkaufen könnte.

Unter dem sorglosen Lächeln vieler dieser so vornehm aussehenden Herren und Damen verbirgt sich der innige Wunsch, zornig die Zähne zusammenzubeißen und laut hinauszuschreien: Wie soll ich mir helfen? Wo könnte ich Geld auftreiben?

Denn neben den wirklich Reichen und den Fremden, die innerhalb weniger Tage mit heißer Begierde das Leben der Großstadt genießen wollen, zeigt dieser elegante fröhliche Morgenbummel alle Typen, die Berlin an Abenteurern, Hochstaplern, problematischen Existenzen, rücksichtslosen Strebern, verzweifelten Stellungslosen und dunkeln Ehrenmännern besitzt.

Zwischen diesen Spaziergängern nun, die sich in kleinen Gruppen zu zweien, zu dreien und auch vereinzelt im ruhigen Schritt auf dem Pflaster der Friedrichstraße vorwärts bewegten, befand sich auch ein junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, von schlankem Wuchs, blondem Haar und Schnurrbart und bläßlichem Gesicht. Es war Erich Hofer.

Er ging langsam wie die anderen, aber auf seinen Zügen lag kein freundliches Lächeln. Seine Augen waren düster und seine blauen Augen blickten suchend in die Menge hinein, als wollten sie irgendeinen entdecken, der sich durchaus nicht finden lassen wollte.

Ja, er gehörte jetzt zu denen, die viel Zeit haben. Er wußte durchaus nicht, was er mit sich anfangen, wie er die Zeit möglich zubringen, wie er sich den immer notwendiger werdenden Erwerb schaffen sollte.

Selbstverständlich hatte die unvermeidliche schwere Auseinandersetzung zwischen ihm und Herrn Junghaus bereits stattgefunden. Es war die schlimmste, die traurigste Stunde in dem Leben Hofers, als er nach der Rückkehr aus Frankfurt seinem Chef zum erstenmale gegenüberstand. Die kurze Haft in Frankfurt, die Verhöre, die er hatte bestehen müssen, waren harmlose Unterhaltungen gegen das nicht lange und durchaus ruhig verlaufende Gespräch, das er mit Junghaus hatte.

Denn Junghaus war ja der Geschädigte; aus seiner Kasse mußte das Vermögen bezahlt werden, das der gefährliche Schmuck kostete; und in seinem Worten, seinem Ton, seinem Blicken lag nicht etwa das Mißtrauen, der Verdacht, daß Hofer auch leicht an dem Diebstahl irgendwie einen Anteil haben könnte, sondern der ganze deutliche Vorwurf, daß er für die Beschädigung, die Geschäftsinteressen von so gewaltig hohem Wert die nötige Vorsicht außer acht gelassen habe. Welche Mittel er hätte anwenden müssen, um gegen Diebstahl und Raub geschützt zu sein, das war seine eigene Sache. Darum war er ja auch der Person, der man dieses großzügig gewährte Vertrauen geschenkt hatte; er stand also in jeder Begziehung für alle Folgen ein. Wenn jetzt die Firma so schwer geschädigt war, so lag die Schuld mehr noch an der Unachtsamkeit Hofers, als an der Tat des noch unerfindbaren Diebes.

„Ich kann Sie natürlich nicht weiter beschäftigen", sagte Herr Junghaus trocken. „Selbst wenn ich es wollte. Es würde nur demoralisierend auf die anderen Herren einwirken. Sie könnten uns auch kaum in die Augen sehen. Und ich glaube, Sie werden vorläufig auch in einem anderen Hause keine Stellung finden, bis Licht eines Klarheit in die Sache gekommen sein wird."

Junghaus hatte vollkommen recht. Und er zeigte sich sogar sehr großmütig. Denn als Hofer ihm das Geld anbot, das er sich im Laufe der Jahre vom seinem Gehalt abgespart hatte — anderthalb tausend Mark — war nun den Schuldigen zu etwas mit zu machen, schüttelte Herr Junghaus den Kopf und meinte:

„Das macht noch nicht quitten. Für dieses Geld halten Sie bei mir lange gearbeitet, und Sie werden es wahrscheinlich sehr nötig brauchen. Sie müssen ja leben. Vielleicht sehe ich, von dem Gelde etwas zur Aufklärung der Sache und zur Entdeckung des Schmuckes zu tun. Ich selbst habe ja einen hohen Preis ausgesetzt."

Damit war Hofer bis auf weiteres und sicherlich auf immer entlassen und stand nun vor dem Problem einer Zukunft, die ihm nichts Freundliches versprechen konnte.

Es war ihm, als schlüge ihm jeder Halt. Er war vollständig auf sich allein angewiesen, ohne Trost, ohne Rat von irgendeiner Seite. Selbst Else — seine geliebte Else, die am Abend seiner Rückkunft so tapfere Worte gesprochen hatte, schien ihn verlassen zu wollen. Er hatte sie schon seit Tagen nicht gesehen und keine Zeile von ihr empfangen. Sie hatte ihm wenige Tage nach dem letzten Wiedersehen geschrieben, daß sie eine große Auseinandersetzung mit ihrem Vater gehabt habe, der in seiner Stellung als Geheimrat gewaltig verärgert darüber sei, daß seine einzige Tochter zu einem Menschen in Beziehungen würde, dessen Name in nicht ganz zweideutiger Weise so oft in den Zeitungen erschienen sei. Um des lieben Friedens willen habe sie fest versprochen, vorläufig mit ihm, Erich, nicht zu verkehren, auch nicht an ihn zu schreiben. Freilich nur vorläufig, bis die hochgehenden Wogen ein wenig abgeglättet sein würden. Denn sie liebe ihn, sie werde bei ihm bleiben, und sie würde in dem Moment bei ihm sein, wenn sie ihm mit ihrer Liebe werde zur Seite stehen müssen.

Hofer schüttelte traurig den Kopf. Waren das nicht lange Worte, freundliche Vertröstungen? Wann wäre er jemals auf ihre Liebe, ihren Zuspruch angewiesen, als gerade jetzt, da er von der ganzen Welt verlassen und von den Menschen geradezu ausgestoßen war! — — —

Mit einer tiefen Bitterkeit, die ihn vollständig beherrschte, mit schwerem Herzen, schritt er dahin, spähend, suchend, und dennoch, ohne etwas zu sehen. Das bunte Leben, das sich neben ihm, vor ihm, hinter ihm bewegte, war ihm nur eine Qual. Er ging mechanisch dahin, er suchte und wußte nicht was, immer wieder in seine trüben Gedanken zurückfallend, immer neu über das Rätsel brütend, dessen Opfer er geworden war.

Da tönte plötzlich eine Stimme an sein Ohr — er wurde angerufen und aus dem dumpfen Sinnen gerissen. Wie aus einem Traum erwachend, zuckte er nervös zusammen und blickte fragend auf.

Ein junger Mann mit einem spitzen Schnurrbart und einem Kneifer vor den Augen stand vor ihm.

„Sie brauchen nicht zu erschrecken, Herr Hofer — ich bin es," sagte der junge Mann mit gutmütigem Spott.

„Ah, Herr Dr. Thomas —"

„Ja, in eigener Person," bemerkte Hofer. „Ihr Fall hat mich außerordentlich interessiert. Eine tolle Geschichte."

Doktor Thomas war ein Referendar, der sein knappes Einkommen dadurch erhöhte, daß er seinen Bekannten juristischen Rat gab. Eingaben für sie veranlaßte und ihnen überall half, wo der teure Rechtsanwalt entbehrt werden konnte. Er war ein liebenswürdiger, heiterer, gutmütiger Mensch, gefällig und leicht zugänglich, so daß sein Bekanntenkreis sich immer mehr vergrößerte und Menschen verschiedenster Berufsarten umfaßte. Hofer hatte ihn einmal in einer Gesellschaft junger Leute kennen gelernt und war im Laufe der Zeit mehrmals mit ihm in Berührung gekommen.

Ein Händedruck — und sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander her.

„Sie sind ja ein so kluger Mensch," begann Hofer, „wissen Sie vielleicht einen guten Rat für mich?"

„Wieso denn?"

„Wie man den Dieb ausfindig machen könnte."

Doktor Thomas lachte.

„Darüber zerbrechen sich schon erfahrenere Leute als ich den Kopf," sagte er. „Wenn die Polizei die Sache nicht ausfindig macht, dann ist wohl alle Mühe vergebens."

„Und wenn die Polizei den Dieb nicht entdeckt?"

„Wenn sie ihn nicht entdeckt und auch der Zufall nicht mithilft, ist das gestohlene Gut eben verloren."

„Und der Verdacht bleibt dann an meiner Person hängen —"

„Ach bewahre —" meinte Thomas entschieden. „Wie die Dinge liegen, hat kein Mensch gegen sie Verdacht."

„Und dennoch bin ich dazu verurteilt, müßig herumzugehen," klagte Hofer. „Bei meinem Chef konnte ich nicht bleiben, und andere wollen mich nicht nehmen. Ich weiß gar nicht, was ich mit mir anfangen soll. Das Vernünftigste wäre wohl — ein Strick um den Hals."

„Na, so eilig werden Sie es doch wohl nicht haben," meinte Thomas lächelnd. „Sie sind ja ein tüchtiger Kaufmann und werden vielleicht auch in einer anderen Branche tätig sein können."

Hofer sah den Sprecher von der Seite an. „Der redet auch nur wie ein Büchermensch," dachte er, „vom wirklichen Leben hat er keine Ahnung."

Als wenn Thomas die Gedanken Hofers erraten hätte, sagte er:

„Da fällt mir ein — was Sie ja eigentlich auch gut wissen — im Cafe Nordstern wird ja ein schwunghafter Handel mit Juwelen aller Art getrieben. Ein erfahrener Fachmann wie Sie könnte vielleicht da gute Geschäfte machen."

„Zweifelhafte Geschäfte, wollen Sie sagen, lieber Herr Doktor," bemerkte Hofer. „Und auch, wenn ich es wollte — so lange noch die gräßliche Unklarheit herrscht — nein, davon muß ich die Hände lassen."

„Na ja", sagte Thomas gedankenvoll. „Sie haben wohl recht. Ihre Lage ist nicht beneidenswert ...." Er sann eine Weile, dann sagte er lebhaft: „Da fällt mir etwas ein. Kennen Sie Herrn Strecker?"

„Nein."

„Ein guter Bekannter von mir, Kaufmann — macht alle möglichen Geschäfte, wo es was zu verdienen gibt. Ich glaube, er braucht einen Mann, wie Sie sind. Nicht gerade als Angestellten, aber von Fall zu Fall — einen Menschen, der sich auf Diamanten und Juwelen aller Art als Fachmann versteht. Soll ich Sie mit ihm bekannt machen?"

„Oh, ich wäre Ihnen dafür sehr dankbar ...."

Sie schüttelten sich die Hand, und jeder ging seines Weges. Dr. Thomas hatte versprochen, mit Strecker über die Sache zu reden und Hofer bald von dem Resultat in Kenntnis zu setzen.

Doch schon in dem Moment, als er den jungen Referendar aus den Augen verlor, gab Hofer jede Hoffnung auf. Liebenswürdige Menschen versprechen so viel .... Wer würde sich eines Mannes annehmen, mit dem man eigentlich nur aus purer Menschlichkeit einige freundliche Worte wechselt? ....

(Fortsetzung folgt.)

Durchschaut.

„Mein Fräulein, ich verlange nichts als Liebe von Ihnen!"

„Von mir? Und wieviel verlangen Sie von meinem Vater?"

Bringt Frauen Gesundheit und Kraft

So sagt Frau McPherson von Lydia E. Pinkham Vegetable Compound.

Brantford, Ont. — „Ich war immer müde und die geringste Anstrengung verursachte mir Schmerzen. Ich hatte preßende Schmerzen im Kopfe, im Genick und wenn ich mich bückte, konnte ich mich selbst nicht mehr aufrichten vor lauter Schmerzen im Rücken. Ich konnte nicht schlafen. Das geringste Geräusch machte mich nervös. Ich verlorge meinen Haushalt, bin aber so heruntergekommen, daß ich mich nach der kleinsten Arbeit in's Bett legen müßte. Eine Freundin erzählte mir, was Lydia E. Pinkhams Vegetable Compound für sie getan hatte und ich fing auch an, es zu nehmen. Schon mit der ersten Flasche fühlte ich mich so wohl, daß ich meine Arbeit verrichten konnte. Genaue Regelmäßigkeit stellte sich wieder ein. Ich habe nur zwei Flaschen verbraucht und fühle mich ganz wohl. Ich kann wahrheitsgemäß sagen, daß Lydia E. Pinkhams Vegetable Compound das einzige Mittel ist, das Frauen aufbaut und gesund macht." — Frau James H. MacPherson, 309 Greenwich St., Brantford, Ont.

Falls Sie an Beschwerden, Unregelmäßigkeit, Rückenschmerzen oder anderen Frauenkrankheiten leiden, dann schreiben Sie an Lydia E. Pinkham's Company, Cobourg, Ont., um das freie Büchlein über Frauenkrankheiten.

meinte Segel, die Gedanken Reinbachs erratend, „mit dem Witz dabei. Neue Arbeit, Herr Kriminalkommissar: der Junge verspricht Großes zu leisten. Ich glaube, es wird noch viel Kopfzerbrechen kosten."

„Es sind gut ein halbes Dutzend Steine, die leicht erkannt werden können."

„Weiß ich —"

„Nun — und da hinten?"

Reinbach wies nach dem Hintergrunde zum Büfett.

„Nichts — bisher."

„Es sind zwanzigtausend Mark, vergessen Sie nicht, Herr Segel."

„Mein Gedächtnis ist gut. Ich wäre auch mit der Hälfte zufrieden. Die Zeiten sind schwer und das Geschäft miserabel."

Segel erhob sich.

„Adieu, Herr von Reinbach."

„Also, abgemacht?" fragte Reinbach.

„Ja — wenn ...." und Segel schritt wieder dem Hintergrunde zu.

VON UND NACH
DEUTSCHLAND
Schiffskarten
BESORGUNGSSCHEINE
VON UND NACH
NEW YORK
Auf 4 bequemen Schnellseglern
„OSCAR II" „UNITED STATES"
„FREDERIK VIII" „HELLIG OLAV"
Außerordentliche Bedingung. Beste Klasse. „Prepaid" Schiffskarten für Verwandte in Deutschland nach allen Teilen AMERIKAS zu niedrigen Preisen.
Direkte und schnelle Fahrten nach HALIFAX. Besondere Preise für Deutschlandreise nach allen Teilen KANADAS.
Nähere Auskünfte und Reisebroschüren bei allen LOKAL-AGENTEN der
SCANDINAVIAN-AMERICAN LINE
27 Whitehall Street New York

Painkiller
(PERRY DAVIS)
Das große canadische Heilmittel
Nehmt es als eine Medizin — ein Teelöffel voll in einem Glas Wasser oder Milch bei Erkältung, Frostgefühl, Grippe, Krämpfen, Durchfall.
Reibt es ein als Liniment bei Verletzungen, Verrenkungen, Beulen und Stichen, Rheumatismus, erstarrten Gliedern, Halsschmerzen.
Es lohnt sich immer
Painkiller
(PERRY DAVIS)
im Hause zu behalten und auf Reisen mitzunehmen.
Preis 50c per Flasche, größere Flasche $1.00.
Hergestellt nur von
DAVIS & LAWRENCE MONTREAL, QUE.
Auch zu haben bei
Deutsches Buch- und Musikgeschäft
1708 Rose Str. Regina, Sask.

Warum operieren?
wegen Blinddarmentzündung, Gallensteine, Magen- oder Leberleiden, wenn „Hepatola" die Arbeit verrichtet ohne Schmerzen, ohne Lebensgefahr und ohne Zeitverlust. Enthält kein Gift. Nicht in Apotheken zu haben.
Mrs. Geo. S. Almas
Einzige Herstellerin
290—4th Ave. S. Phone 4855
Saskatoon.
Preis $6.50. Porto 25c extra.

Schiffskarten

CANADIAN PACIFIC STEAMSHIPS
Wir können Ihre Familie oder Verwandte von Europa nach Canada bringen in kürzester Zeit und zu niedrigsten Raten.
Unsere 15 große Dampfer fahren jede paar Tage zwischen Europa und Canada.
Wir unterhalten Büros in allen großen Städten Europas, einschließlich Hamburg, Bremen, Warschau, Lemberg, Danzig, Libau, Riga, Moskau, Kiew, Saratoff, Odessa, Wien, Budapest, Bukarest und anderen.
Wir liefern ganz frei affidavits und sind beim Anschaffen aller anderer Papiere behilflich, die zum Herüberbringen der Einwanderer benötigt sind.
Um weitere Auskunft wende man sich an unsere Lokalagenten oder schreibe in eigener Sprache an
W. C. CASEY, General Agent
364 Main Str. Winnipeg, Man.

NEW YORK
HAMBURG
United American Lines
(HARRIMAN LINE)
Joint Service with
HAMBURG AMERICAN LINE
Regelmäßiger und direkter Passagierverkehr
— von —
Hamburg
— nach —
Canada und New York
mit Luxusdampfern
"RESOLUTE" "RELIANCE"
"ALBERT BALLIN"
"DEUTSCHLAND"
1., 2. und 3. Klasse führend, und den beliebten Dampfern „Mount Clay", „Cleveland", „Hansa", „Thuringia", „Westphalia", mit Kajüte und 3. Klasse. Vorzügliche Verpflegung, Bedienung und bequeme Unterkunft an Bord allen Reisenden zugesichert.
Nähere Auskunft bei autorisierten Agenten oder
J. G. KIMMEL
General Passenger Agent
656 Main St., Winnipeg, Can.